

Nachwort

Die Vermessenheit, ein Projekt mit dem Adjektiv *endlos* zu versehen, wurde mir erst nach und nach bewusst. Dabei hätte der Titel der Arbeit *Nicht bei Trost* mir sowohl in der Bedeutung von „nicht ganz bei Sinnen“ als auch wörtlich verstanden als „Trost-Entbehrung“ Warnung sein können. Die leichtfertig konzipierte Offenheit, die Ende und Ziel ausschließt, hat sich folgerichtig auch des Inhalts bemächtigt. Wenn Ankunftsorte nicht mehr in Betracht kommen und Leitplanken wegfallen, beginnt das Wort- und Bildgefüge horizontal auszubrechen: Es entstehen Abweichungen, Umwege, Rastplätze; Wegstrecken tauchen als schon bekannte wieder auf, und eine gewisse Orientierungslosigkeit drängt den Blick an den Horizontrand, wo aber erst recht nichts sichtbar wird, was eine Richtung vorzeichnen und Halt geben könnte. So gilt es, sich eine seelische Disposition der Uferlosigkeit anzueignen, sich der Gewöhnung zu fügen, die mit dem Nicht-Ankommen zu Rande kommt.

Ich versuche zu beobachten und was sich zeigt, einen Augenblick lang festzuhalten. Zugleich gilt es, den Akt des Beobachtens zu dokumentieren – allerdings mit der Gewissheit, dass der Beobachter selbst (sozusagen als sein eigener Stellvertreter) in der Beschreibung des Beobachteten nur zu erahnen ist. Meine Aufmerksamkeit richtet sich auf die *Dinge*, auf Verhältnisse kleinster Einheiten und nie auf lang gestreckte Handlungsabläufe. So beschäftigt, bin ich vorerst kaum an der Produktion von Literatur, an sprachlichem Experimentieren interessiert. Die zur Verfügung stehende Alltagssprache wirft – jedenfalls solange man ihr noch das Vermitteln von Bedeutung zutraut – schon genug Probleme auf, und sie in die hier gewählte Ordnung zu bringen, nimmt mich genug in Anspruch: Wird mit Hilfe meines Textgeflechts die Welt in ihrer ganzen scheinbaren Ungeordnetheit, als eine zweite „Welt die kommt“¹, nochmals entstehen?

Was hier als Sprache ausgebreitet wird, entsteht im handwerklichen Prozess des Flechtens und Webens (was das Wort *Text*, von *textus*/Gewebe, ja schon nahe legt). Als Carmen infinitum bildet das Gewobene eine sich ausdehnende Fläche, und entzieht sich der im linearen Verlauf möglichen Kontrolle. Wie beim Wettbewerb zwischen Arachne und Minerva² zählt der Gesamteindruck des entstehenden Teppichs, dessen unfassbare Materialität der Zwirn des Erinnerns ist und dessen rückseitiges Muster ins Endlose fortgesetzt sich leicht vorstellen lässt. Schon Bruno erkannte, dass in der Welt, die wir kennen, „immer eine Sache der andern folgt“ und dass es „keine Enden, Grenzen, Ränder, Mauern gibt, die uns der unendlichen Fülle der Dinge berauben“³. Diese Bemerkung, die wie andere Brunos bekanntlich auch, geeignet ist, uns Schwindel zu verursachen, will ich ergänzen durch Gerhard Meyers Beschreibung dessen, was ich anstrebe: „Katharina häkelte ... an ihrer wollenen Decke weiter, dabei quasi in Wolle praktizierend, was Kaspar vom Roman erwartet hatte, eben dass er gewissermaßen einem Teppich zu entsprechen hätte, handwerklich gefertigt, mit Motiven und Farben, die sich wiederholten, in Entsprechungen und Anklängen, so dass sich ein Ganzes ergebe, ein Abbild des Lebens ...“⁴

Die Zuversicht oder die Gewissheit, dass die vielen Textfragmente durch ein und denselben Faden miteinander verwoben sind, soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Fragmentarische Programm sein will. Der ständige Neubeginn führt zum Verlust der Übersicht, obwohl noch die kürzeste Zeilenfolge das Ganze reflektieren möchte. Wiederholungen sind unvermeidlich; auch sie zeigen die mäandrierende Topographie des Textes und machen deutlich, dass man nicht zweimal vom selben reden kann. Bruchstückhaftes Aneinanderfügen, das ein mögliches Ziel immer weiter hinausschiebt oder – *horribile dictu* – gar nie setzt, passt nun zugegebenermaßen nicht in unsere Zeit, die zum kurzfristigen, schnellen Erreichen von möglichst vielen, klar definierten Vorgaben verpflichtet will. Der „tachogenen Weltfremdheit“ (Odo Marquard) wird hier Widerstand geboten. Ein Ziel, das in unendlicher Ferne liegt, ist ein unerreichbares Ziel, und das entlastet uns auch: Es ist

unwichtig, wie weit ich heute, morgen oder überhaupt gelange, ob und wie lange ich verweile und mich vielleicht sogar dazu entschieße, in ständig wechselnde Richtungen zu gehen.

Die Anlage dieser Arbeit lässt sie zugleich scheitern und schließt sich einem grundsätzlichen Gestus des Lebens an, ja, nimmt dessen endgültiges Ausholen voraus. Das Wissen darum, was alles unerreichbar bleiben wird, steigert den Wert des Wenigen, das erreichbar scheint. Die undurchdringliche Dunkelheit, in die Wahrnehmen und Verstehen oft tauchen, die beschränkte Zeit, die zur Verfügung steht, um die Welt zu beschreiben und die Dinge mit Sprache zu begleiten – um nur einige Mängel zu nennen –, steigern nicht nur den Wert der wenigen Sätze, die diesbezüglich gelingen, sondern machen jedes Wort zu etwas Kostbarem. Wie aber geraten die Wörter, wie reihen sich Sätze aneinander? Folgen sie tatsächlich einer Assoziationslogik, die uns (als eine Art primitive Klassifizierung) eine erste Verstehens- und Gedächtnishilfe bietet? Geertz schreibt dazu: „Man muss sich also mit Strudeln, Zusammenflüssen und unbeständigen Verbindungen begnügen; Wolken, die sich auftürmen, Wolken, die sich verziehen. Es gibt keine allgemeine Geschichte, die man erzählen, kein synoptisches Bild, das man gewinnen könnte. ... Was wir konstruieren können, wenn wir uns Notizen machen und am Leben bleiben, sind nachträglicher Einsicht entstammende Berichte über die Verbundenheit der Dinge, die sich anscheinend ereignet haben: zusammengestückelte Musterbildungen im Nachhinein.“⁵

Trotz solcher Beschreibungen von möglichen Annäherungen an das Verstehen, muss das auf diese Art Erschlossene letztlich unbegreiflich bleiben. Diesem Unbegreiflichen planlos doch unerbittlich nachzuhören und nachzusprechen, wird mit dieser Arbeit versucht.

Was den Leser betrifft, so wird auch er, falls er sich auf das zeitenthobene Er-Lesen einer so entgrenzten Textur einlässt, entlastet: an beliebiger Stelle nimmt er die Lektüre auf und setzt sie beliebig lang fort. Einige Zeilen mögen genügen. Vielleicht überfärben die eigenen Assoziationen – weil das formal Wiederholte, der Silbenrhythmus zum Rauschen wird – den vorliegenden Text und legen ihn zeitweise still, bis man schließlich irgendwo wieder zu ihm zurückkehrt – oder auch nicht. Möglicherweise gilt auch hier: „Wer alles liest, hat nichts begriffen ...“⁶ Bei öffentlichen Lesungen, die sich oft über Stunden hinziehen, kommen und gehen die Hörenden nach Belieben, schweifen über kurz oder lang gedanklich weit ab, was jedoch als besondere Art des Ankommens den Fortgang des Textes keineswegs beeinträchtigt. In diesem Zusammenhang ist vielleicht auch an die japanische Tradition zu erinnern, bestimmte Orte immer wieder aufzusuchen und in Gedichten zu beschreiben oder malend festzuhalten. Diese Orte heißen *uta-makura*-, *Gedichtskopfkissen*-Orte. (Die äußere Gestaltung des vorliegenden Buches möchte aus diesem eine Art *Kopfkissen-Buch* machen in einem Format, das in jede Busen- und Reisetasche passt.)

Das hier skizzierte, maßlose und endlose Konzept wird nun jedoch rigide eingeschränkt durch die Unnachgiebigkeit der gewählten, für die deutsche Sprache ungemein sperrigen Form. Als Haiku-Kettengedicht (mit der stetigen Folge von 5 - 7 - 5 - 7 Silben), unterliegt der Text einer Behinderung, die sein Fortkommen verlangsamt und zu äußerster Bedächtigkeit, sozusagen zu einem Wandern an Ort, zwingt. Florenski spricht in diesem Zusammenhang von einer Staumauer, die den Druck erhöhe, doch sei nur über diesen erzwungenen Rückhalt Freiheit zu gewinnen.⁷ Ein formal gegenteiliges und doch ähnliches Verfahren hat sich Proust vorgestellt, als er einmal erwähnte, dass er sein gigantisches Erzählwerk *À la recherche du temps perdu* am liebsten zweispaltig in *einem* Band und ohne jeden Absatz gedruckt sähe.⁸ Im Übrigen wünschte er sich ein Vorgehen, dem zu entsprechen ich mir alle Mühe gebe: „Sehen Sie, ich glaube, der Künstler sollte fast nur die unwillkürlichen Erinnerungen zum Rohstoff seines Werkes nehmen. Zunächst, eben weil sie unwillkürlich sind, weil sie sich von selbst bilden, angelockt von der Ähnlichkeit eines gleichgesinnten Augenblicks, haben allein sie das Gepräge des Authentischen. Und dann bringen sie uns die Dinge in einer exakten Dosierung von Erinnerung und Vergessen zurück.“⁹ Der vorliegende Text nimmt – und das ist die

einzige verbindliche inhaltliche Vorgabe – nach jeweils 500 Zeilen (als Hommage) Bezug auf eine Stelle aus dem Werk Prousts.

Ob es – wie es bei Thomas Bernhard einmal heißt – tatsächlich ein Verbrechen ist, überhaupt etwas anzufangen¹⁰, bleibe dahin gestellt. Da ich nun einmal „nicht bei Trost“ bin und ein Anfang gemacht ist, will ich, solange ich vermag, damit fortfahren.

5. Mai 2008

¹ "die Welt, die kommt" (hebr. 'olam ha-ba): jüdischer Begriff für das kommende Gottesreich (das in der Kabbala als "immer schon kommend" gedacht wird). Karl Erich Grözinger, *Jüdisches Denken. Theologie – Philosophie – Mystik*, Bd. 2, Frankfurt a.M. 2004, S.446.

² Der Web-Wettbewerb zwischen Minerva und Arachne (in: Ovid, *Metamorphosen*, 6. Buch, 1-145), ist auch ein Wettbewerb des (wortlosen) Erzählens (von mythologischen Themen) in einer Struktur der Verknüpfung.

³ Giordano Bruno, *De l'infinito, universo et mondi. Über das Unendliche, das Universum und die Welten*, Italienisch-Deutsch, übers., komm. und hg. von Angelika Bönker-Vallon, Hamburg, 2007, S.36f. (Giordano Bruno Werke Bd. 4)

⁴ Gerhard Meier, *Land der Winde*, Frankfurt a.M. 1995, S.77f. Vgl. auch *Toteninsel* [1979], Frankfurt a.M. 2007, S.70.

⁵ Clifford Geertz, *Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten*, München 1997, S.8.

⁶ Reger in: Thomas Bernhard, *Alte Meister*, Frankfurt a.M. 1993, S.40.

⁷ Brief an seine Tochter Olga, 27. April - 3. Mai 1936, Solowki, Nr. 59; in: Pawel Florenski, *Eis und Algen*, Briefe aus dem Lager, Dornach 2001, S.344f. – Valéry lässt Sokrates sagen: „Die grösste Freiheit geht aus der grössten Strenge hervor.“ In: ders., *Eupalinos oder Der Architekt*, Frankfurt 1991, S.101.

⁸ Walter Benjamin, *Zum Bilde Prousts*, in: *Schriften*, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1955, S.133f.

⁹ Marcel Proust, *Essays, Chroniken und andere Schriften*, Frankfurt 1992, S.353.

¹⁰ Thomas Bernhard, *In der Höhe*, Salzburg 1989, S.23.